

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 89.

Freitag, den 14. April 1905.

20. Jahrgang.



Was der Aberglaube vermag. Im Dorfe A. bei Lauenburg in Hinterpommern waren, wie der „L. A.“ geschrieben wird, einem Tagelöhner aus einem offenen Schrank 27 A. gestohlen worden. Die Nachforschungen der Ortspolizei und der Gendarmen hatten keinen Erfolg. Da begab sich der Bestohlene zu einem „Klugen Mann“. Dieser tröstet ihn; er möge nur nach Hause gehen, sein Geld werde er schon zurückbekommen! Im Dorfe war inzwischen ruchbar geworden, daß der kluge Mann den unbekannten Dieb „gebannt“ habe; dieser müsse nun bei lebendigem Leibe verrotten. Der Erfolg war großartig; am anderen Morgen fand der Bestohlene sein Geld vor der Haustüre liegen.

Ein geradezu bestialischer Kampf fand dieser Tage bei einem Wettboxen im St. Louise Weizenklub statt. Dem Amateurboxer Charles Bloke wurde beim zweiten Gang die Kinnlade durch einen Stoß seines Gegners entzwei geschlagen, er erhob sich jedoch wieder, bevor er für kampfunfähig erklärt werden konnte, und setzte den Kampf mit blutbedecktem offenem Munde und herabhängender Kinnlade fort. Im dritten Gang besiegte er seinen Gegner vollständig, erlitt jedoch dabei einen zweiten Bruch der Kinnlade. Die beiden Gegner richteten einander furchtbar zu.

Wie ein Geld stark in Rom am Samstag Vormittag der General de Samay, der seinerzeit Generaladjutant König Humberts und nachher auch Generaladjutant des Königs Viktor Emanuel war. Am Morgen seines Todesstages empfing der General die Sterbefamiliaren, dann verlangte er nach seiner Uniform und seinen Ordensauszeichnungen und ließ sich sodann Champagner bringen. Er leerte sein Glas auf das Wohl seines Königs und das Glück seines Vaterlandes. Gleich darauf starb er. Kaiser Wilhelm erfuhr davon in Messina und sandte sofort an den Bruder des tapferen Generals ein herzliches Beileidstelegramm, ferner beauftragte er den deutschen Botschafter in Rom, ihn bei der Beerdigung zu vertreten und einen Kranz niederzulegen.



Wiesbaden, 13. April 1905.

25 Jahre treuer Dienstzeit. Die letzte Zeit ist reich an Jubiläen. So feierte gestern der Schuhmann Herr Böley sein 25jähriges Dienstjubiläum. Ein Ständchen, von der Militärkapelle ausgeführt, begrüßte den Jubilar am Morgen seines Ehrentages. Auf der Wache hatten sich sämtliche Beamten des 1. Polizeiregiments eingefunden, dessen Vorgesetzter Herr Kommissar Borchers, seinen Glückwunsch mit warmen Worten ausdrückte und sein mit einer Widmung versehenes Bild überreichte. Im Namen der Schuhmannschaft wurde durch Herrn Bachmeister Ohlisch eine Standuhr, ein Dierservice und ein Blumenarrangement übergeben. Der Polizeikommissar Herr Gehr ließ durch den ihn vertretenden Kommissar Herrn Borchers dem treuen Beamten seinen Glückwunsch zu dem ehrenvollen Jubiläum aussprechen. Außerdem ließen von nah und fern zahlreiche Beglückwünschungen und ehrende Anerkennungen ein.

Zum Fernsprechverkehr mit Wiesbaden ist neuerdings zugelassen. Die Gebühr für das gewöhnliche Dreiminutengespräch beträgt 1 A.

Die Fenster auf! muß jetzt mehr als je der Ruf sein. Alle Frühjahrskrankheiten, wie Schnupfen, Husten, Niesigkeit und nervöse Verstimmungen aller Art, werden leichter überwunden, wenn jetzt durch geöffnete Fenster die anregende Frühlingsluft in die Zimmer dringen kann. Der dauernde Aufenthalt in der verdorbenen Luft der Wohnungen, Werkstätten und Vergnügungsorte mit ihrem Tabakrauch, Kohlenruß und Staub, ihren sauerstoffzehrenden Öfen und Lampen, die mangelnde Bewegung der Städter in frischer Luft während des Winters führen in ihrer Zusammenwirkung zu Störungen des Stoffwechsels. Es sind Folgen des Mangel reiner Luft, die sich dann in den Beschwerden des Frühjahrs entladen. Darum gilt es, vornehmlich in den Schlafzimmern diesem Mangel abzuhelfen. Denn im Schlafe bedürfen wir besonders der reinen Luft, damit das Blut einen Sauerstoffvorrath für den kommenden Tag gewinnen kann und wir nicht immer wieder mit der ausgeathmeten Kohlendioxid vergiftet. Es gibt ja noch immer Leute, die davon durch kein Zureden zu überzeugen sind. Ihnen ist folgende Probe zu empfehlen. Nach dem Erwachen am Morgen mögen sie recht bald ihr Schlafzimmer mit geschlossenen Fenstern und Türen verlassen und nur 10 Minuten tief atmend draußen in der frischen Morgenluft spazieren gehen. Sodann sollen sie zurückkehren in das verlassene noch geschlossene Schlafzimmer und jetzt ihre Nase gebrauchen! Sie werden erschreckt sein über die Stille, in der sie sich stundenlang befunden haben. Vielleicht begreifen sie auch nun, warum sie oft benommen und müde das Lager verlassen. Ihnen fehlt die reine Luft während der Nacht, ohne die sich nun mal im Schlaf keine Erneuerung unserer Spannkraft vollziehen kann. — Wer es also im Winter nicht wagte, der öffne jetzt die Fenster seines Schlafzimmers. Er stelle sie so, daß Zugluft die Schläfer nicht treffen kann und bedecke sich gut. Ruhiger Schlaf wird diese „Kur“ lohnen, zu der weder besonderer Geldeinsatz noch Heroldmus gehören.

Eisenbahnhygiene. Täglich kann man in Eisenbahn- und Straßenbahnwagen sehen, wie Erwachsene und Kinder die beschlagenen Fenster scheiben, das heißt die niedergeschlagenen Ausatemungsdämpfe der Reisenden mit den Fingern abwischen. Nur zu oft muß man erleben, daß kleine Kinder unmittelbar darauf ihre Finger in den Mund stecken oder daß Schulkinder und Erwachsene mit den feuchten beschmutzten Händen ihr Butterbrod anfassen, um es zu verzehren. Der größte Unfug ist es jedoch, wenn Erwachsene dulden, daß ihre kleinen mitreisenden Kinder beim Hinausgehen Mund und Nase an die schmutzigen Scheiben drücken und womöglich gar mit der Zunge daran lecken. Man

braucht nicht ängstlich vor Bazillen zu sein, um diese Verührungen mit den niedergeschlagenen ausgeathmeten Stoffwechselprodukten aller möglichen Menschen für höchst unappetitlich und schädlich zu halten. Gerade giftig müssen aber die Ausdünstungen der Reisenden und ihrer feuchten Kleider an Regen- und Nebeltagen wirken. Auch die nassen Kotschuhmatten sind die Verbreiter aller Dünste. Bei der Luftfeuchtigkeit der meisten Menschen herrscht besonders an solchen Tagen, weil man alle Fenster und Ventilationsklappen schließt, eine derartige Stille in den Wohnwagen, daß viele Katarrhe der Nasen- und Kehlkopf Schleimhäute auf die Einatmung dieser verdorbenen Luft zurückzuführen sind. Man gebrauche nur seine Nase, und man riecht, wie unangenehm soner und dünstig solche Luft ist. Dann aber öffne man so oft als möglich Fenster und Luftklappen gerade an feuchten und trüben Tagen.

Neue juristische Entscheidungen. Ist der Vater in einem Prozeß gegen sein Kind diesem gegenüber unbedingt vorzuschußpflichtig? Diese Frage ist in der Praxis mehrfach streitig geworden und hat verschiedene Antworten gefunden. Insbesondere hat sich auch das Breslauer Oberlandesgericht mit ihr befaßt. Dieses Gericht hat das Gesuch eines Haussohnes um Bewilligung des Armenrechts anlässlich einer Unehelichkeitsklage, die der Vater gegen seinen Sohn anstregte, abgewiesen, weil der Vater verpflichtet wäre, die seinem Kinde drohenden Prozeßkosten vorbehaltlich späterer Auseinandersetzung vorzuschießen. Das heißt also: es wendet die gleichen Grundsätze an, wie sie die Praxis der deutschen Gerichte unter dem Einfluß des Reichsgerichts seit vielen Jahren für die Beziehungen zwischen Ehegatten und für die zwischen ihnen schwebenden Prozesse festgestellt hat. Hierbei ist das OLG. Breslau später in seinem Urteil stehen geblieben. Dieser Ansicht ist jedoch das Kammergericht nicht gefolgt. Es hat den Antrag minderjähriger Kläger, die von ihrem Vater die Zahlung einer Unterhaltsrente beanspruchten und in der Vermögensinstanz beantragten, ihm durch einstweilige Verfügung die Zahlung eines Kostenvorschusses aufzugeben, zurückgewiesen. Es erklärt grundsätzlich die für Ehegatten geltenden Rechtsätze für nicht anwendbar, sondern meint: Die Bestimmung im § 1654 B. G. B., wonach zu den vom Vater zu tragenden Lasten „auch die Kosten eines Rechtsstreites, der für das Kind geführt wird, sofern sie nicht dem freien Vermögen zur Last fallen“, gehören, setzen offenbar voraus, daß das Kind Vermögen besitzt, welches der väterlichen Unterstützung unterliegt. Dies aber sei im vorliegenden Falle nicht glaubhaft gemacht. Auch das Reichsgericht hat sich der Ansicht des Kammergerichts angeschlossen und die Antragsteller auf das Armenrecht verwiesen.

* Turnverein. Das am letzten Sonntag vom Turnverein in seiner Halle, Hellmündstraße 26, veranstaltete Hauptturnen der Jugendabteilung brachte den Beweis, daß man die Vorteile, welche ein geregeltes Turnen auf die Entwicklung und Gesundheit des Körpers ausübt, immer mehr zu würdigen versteht. Über 200 Damen, Mädchen und Knaben waren es, welche unter der Leitung der staatlich geprüften Turnlehrerin Hrl. Franke und des 1. Turnwarts, Herrn Carl Joh den zahlreichen erschienenen Zuschauern, unter denen Herr Prälat Dr. Kessler, Herr Schulinspektor Müller und viele Lehrer zu bemerken waren einen geregelten Turnbetrieb vorführten. Geräteturnen, Freistübungen, Turnspiele und Reulenschwingen wechselten in bunter Reihenfolge ab und boten ein klares Bild von der Vielseitigkeit eines systematischen Turnunterrichts. Der stürmische Beifall nach jeder Ausführung gab Zeugnis, daß die zahlreiche Zuschauerenschaft von dem Gebotenen voll und ganz begeistert war. Der Wunsch, welcher der 2. Vorsitzende Herr Sander in seiner Begrüßung Ausdruck gab, „daß die Veranstaltung dem Jugendturnen viele neue Freunde und Anhänger gewinnen möge“, wird hoffentlich erfüllt werden.

* Der Klub Borussia veranstaltet am kommenden Sonntag, den 16. April, einen Ausflug nach dem Saarlauter zur Waldbühne Platterstraße (Bef. Franz Daniel). Dort findet von 4 Uhr ab eine große humoristische Unterhaltung mit Tanz statt.

Magen-Leiden
Darm-Leiden
Durchfall
Blutarmut
Bleichsucht
Bei
Hausens Kasseler
Hafer-Kakao

als hervorragend wohltuendes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel von mehr als 10000 Ärzten ständig verordnet. Nächst in blauen Kartons à 1 Mk., niemals lose. 1081/253

Tel. 3046. Photographie O. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Patente etc. erwirkt
Ernst Franke, Civ.-Ing.
Bahnhofstr. 16

Für Ostern

empfehlen wir:

Fest-Kaffee

ausgewählte Mischungen

1.20, 1.40, 1.60, 1.80,

2 M. das Pfund.

Haushaltungs-Kaffee

von 0.80 bis 1.— das Pfd.

Tee, Zwieback, Biskuits, Dragees, Bonbonniere, Knaulbonbons, Pralinen.

Kakao

aus eigenen Werken,

wie

Malzkakao,

Haferkakao,

Konsumkakao

und andere Kakao bis zu den

edelesten Sorten, das Pfd. zu

1.—, 1.20, 1.40, 1.60 M.

Unsere Kakao sind ohne

Ausnahme garantiert rein und

leicht löslich.

Schokolade

aus eigener Fabrik,

in den

verschiedensten Packungen

in prima Qualitäten

zu billigsten Preisen.

Spezialität:

Leichtschmelzende

Schokoladen.

Oster-

Schokolade-Eier

per Stck. 5 u. 10 Pfg.

Creme-Eier

per Stck. 5 u. 10 Pfg.

Marzipan-Eier

per Stck. 10 Pfg.

Schokolade-Hasen

per Stck. 10 Pfg.

Marzipan-Hasen

per Stck. 10 Pfg.

Kaiser's Kaffee-Geschäft,

Europas grösster Kaffee-Rösterei-Betrieb.

Verkaufsfiliale in Wiesbaden: Kirchgasse 19, Langgasse 31, Marktstrasse 13, Nerostrasse 14, Wellritzstrasse 21.

Niederlage bei Herrn J. Chr. Bach, Sonnenberg

„ „ „ Wilhelm Andorf, Wiesbaden, Herderstrasse 19.

M. Holleck & Goebel,

40 Friedrichstrasse 40,

Special-Geschäft für feinen Damenputz,

zeigt hiermit den Empfang sämtlicher

Neuheiten für die Frühjahrs- u. Sommer-Saison

ergebenst an.



Nr. 89.

Freitag, den 14. April 1905.

20. Jahrgang

Theuer erkauf.

Roman von Ida von Conring.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Er nahm sanft ihre Hand von den Tasten und zwischen die seinen. Als ihr gesenkter Blick dem seinen noch immer nicht begegnen wollte, fuhr er fort:

„Wie seltsam Sie mich empfangen, Ulla! Bin ich Ihnen so fremd geworden, daß Sie kein gutes Wort, nicht einmal einen Blick für mich übrig haben?“

Ullas Hand zuckte unruhig in der seinen, so daß er sie frei gab.

„Ich wollte nicht unhöflich sein, Herr von Althof“, sagte sie leise.

„So hatte ich mir das Wiedersehen nicht gedacht — liegt etwas zwischen uns, Ulla, was Sie mir nicht sagen mögen? Ich bin der Alte geblieben — haben Sie Ihre Ansichten und Empfindungen geändert?“

„Was soll ich erwidern?“ entgegnete sie mühsam, „gewiß, auch ich habe immer in alter Freundschaft Ihrer gedacht, Herr von Althof!“

Sie fühlte selbst, wie kalt und herzlos die Antwort klingen mußte, aber es war ihr nicht möglich, das erlösende Wort zu finden.

„Sie nennen mich schon zum zweiten Mal so“, rief Arnold erregt. „Ist das Abicht? Nicht? Sie verstanden mich doch vor Jahren, als ich scheiden mußte, so gut. Damals sahen Sie ein, daß der vermögenslose Anfänger nicht um Sie werben durfte, daß ich, um meiner eigenen Selbstachtung willen, mir erst eine Stellung errungen, erst selber etwas geleistet haben mußte, ehe ich wagen durfte, Ihren Vater um Ihre Hand zu bitten. Aber ich nahm die Last der Trennung und der harten Entagung getrost auf meine Schultern, weil ich wußte, daß Ihr Herz mir gehörte, wie ich auch das meine bei Ihnen zurückließ. Diese Hoffnung half mir über die langen, schweren, entbehrungsreichen Jahre hinweg — wie ein freundlicher Stern stand sie über meinem Leben. Heute nun, wo ich heimkomme, kein reicher Mann, aber in der Lage, die mir die Gründung eines Haushaltes gestattet, gesund geblieben an Körper und Geist und im Herzen die alte Liebe — da finde ich Sie so kalt, so fremd, daß mir zum ersten Male bange wird, um mein und unser Glück!“

Ulla war aufgesprungen. Sie schob mit hastiger Bewegung den Schirm der großen Säulenlampe, die vor ihr stand, bei Seite; das bisher durch die Seidenfalten rosig gefärbte Licht fiel jetzt grell und unbarmherzig in ihr erregtes Gesicht.

„Sehen Sie mich an!“ sagte sie, und ihre volle, klare Stimme klang heiser. „Mich hat das qualvolle Warten und Harren alt und müde gemacht. Sehen Sie die Falten an den Schläfen, die weißen Haare — ich will Sie nicht betrügen, will nichts verbergen — meine Jugend ist dahin, während Sie noch in der vollen Manneskraft stehen. Und damit ist Alles gesagt. Ersparen Sie mir die weiteren Auseinandersetzungen!“

Er lächelte ein wenig — nicht wie Ulla vorausgesetzt, riß ihn ihre Erregung mit fort.

Sanft schob Arnold den Lampenschirm wieder an seinen Platz und legte den Arm um die bebende Mädchengestalt.

„Das ist Alles?“ fragte er. „Sind solche Neußerlichkeiten selbst wenn sie so viel bedeutender wären, wie Sie meinen, wirk-

lich der Erwähnung werth? Und davon lassen Sie sich quälen und quälen mich mit? Sehen Sie mich doch nur einmal an und sagen Sie mir, daß ich diese liebe Hand jetzt behalten darf.“

„Rein“, rief Ulla, „es sind ja nicht die Neußerlichkeiten, wie Sie sich ausdrücken, allein. Meinen Sie denn daß diese sichtbaren Zeichen des Alters sich nicht in der ganzen Lebensauffassung, dem inneren Seelenleben unerbittlich widerspiegeln müssen? Ich bin nicht allein körperlich gealtert, Arnold, mir fehlt die Spannkraft der Jugend, die Möglichkeit, ein Glück noch voll und ganz zu genießen; hab' ich mich doch nicht einmal Ihres Kommens freuen können!“

Große Thränen standen in ihren Augen als sie erschütterter schwieg.

„Mein armes Kind“, sagte Arnold weich. „Sie sind nervös und überreizt — wollen Sie nicht Alles in meine Hände legen in dem festen, ruhigen Vertrauen, das mich einst so beglückte? Sie werden auch vielleicht Geduld mit mir haben müssen, Ulla, auch ich will Sie nicht täuschen, die harten Jahre sind nicht spurlos an mir vorübergegangen — sie haben mich schroff und herbe gemacht.“

Jetzt lächelte sie zum ersten Male — wie unsäglich wohl ihr seine verständnisvolle Güte that!

„Darauf wag ich's“, sagte sie fast schelmisch.

„Run, dann ist ja Alles gut“, rief er, aus tiefster Brust athmend. „Darf ich dann morgen kommen, Ulla und mit Ihrem Vater sprechen?“

„Kommen gewiß, gern, alle Tage, aber nicht mehr für's Erste! Wir müssen einander wieder kennen lernen — sagen wir, einen Monat lang — wenn Sie und ich dann noch den Muth haben —“

„Ulla, das ist grausam. Wir haben schon so viele Jahre verloren. Schieben Sie unser Glück nicht ohne Noth hinaus!“

„Ich kann nicht anders, Arnold, es wäre gegen mein Gefühl. Sie sollen ganz frei sein — frei vor mir und Ihrem Gewissen und ruhig prüfen können. Nicht in der Erregung des ersten Wiedersehens wollen wir über unser Leben entscheiden, und nun muß ich wirklich zu den Damen zurückgehen. Was werden Sie denken, daß ich mich gar nicht sehen lasse.“

Reißers saßen kaum im Wagen, als Mamita ansah, ihrer Gewohnheit gemäß die Ergebnisse des Abends durchzugehen. Mit großer Lebhaftigkeit wiederholte sie den Gang der Gespräche, die wichtigen Bemerkungen ihres Tischnachbarn und lobte das vorzügliche Essen — „und Frau von Althof macht das Alles mit einer unerfahrenen Köchin — ich würde das nie gelernt haben, nie!“

Der Konsul mußte herzlich lachen. „Da bin ich allerdings Deiner Ansicht, mein Herz!“

„Aber, es ist ein reizendes Haus“, rief Mamita lebhaft, „ich habe sie Alle gern — besonders Arnold. Ich bin glücklich, daß er wieder da ist, und morgen kommt er zum Frühstück, ich habe ihn gleich eingeladen.“

„Aber die feierliche Visite?“ fragte er.

„Unsinn“, sagte ich, „so alte Freunde, wie wir sind! Und er kommt bestimmt!“

Ulla ging mit glühenden Wangen und klopfenden Pulsen in ihrem Zimmer auf und ab. Der graue Herbstmorgen begann zu dämmern, ehe sie ihr Lager aufsuchte, und im Halbschlaf, dem köstlichen, der ihr das Bewußtsein ihrer Seligkeit nicht ganz zu rauben vermochte, hörte sie unausgesetzt den tiefen Ton von Arnolds Stimme. — Endlich, endlich war es da, das ersehnte, ersehnte Glück!

Ulla mußte dann gegen Morgen doch fest geschlafen haben, denn sie fuhr mit einem leisen Schreckensruf auf, als eine Hand sich leicht und zögernd auf die ihre legte.

„Richard, Du? Was ist — ist etwas geschehen, daß Du so früh kommst?“

Er schien unter dem Bann unbehaglicher Gedanken zu stehen und senkte tief auf, während er am Bett seiner Schwester Platz nahm.

„Du mußt einmal wieder Rath schaffen, Ulla! Ich bin mit meinem Latein zu Ende. Meta ist gekommen.“

Ulla richtete sich auf und sagte: „Das ist doch nicht möglich, ohne Anmeldung, ohne Erlaubniß — und wo ist sie denn?“

„Sie hat eine unglückliche Thorheit begangen“, sagte Richard verlegen. „Heute, vor einer Stunde kam sie in meiner Privatwohnung an — direkt von der Bahn. Das Leben bei der Tante war ihr unerträglich — die Trennung von mir ist ihr schwer geworden, so hat sie ein Ende gemacht. Vielleicht dachte sie auch, daß wir der vollendeten Thatsache gegenüber machtlos sein würden.“

„Das ist ja ein unerhörter Streich“, rief Ulla, „eine Unüberlegtheit, die man Niemand zutrauen sollte. Wo ist denn Meta jetzt geblieben? In Deiner Wohnung etwa?“

„So leichtsinnig bin ich doch nicht“, sagte Richard. „Ich nahm einen Wagen und fuhr mit ihr hierher. Zu den Leuten wollte sie durchaus nicht gehen, weil sie den Jorr ihres Vaters fürchtet. Ich wußte keinen anderen Rath, als Dich ins Vertrauen zu ziehen. Sie sitzt jetzt unter im Wagen, verwirrt, verweint, übernächtigt, ohne alles Gepäc und verläßt sich auf Dich. Sei nicht hart gegen das kleine Ding, Ulla! Sie fürchtet sich vor Dir.“

„Dazu habe ich ihr keinen Grund gegeben“, sagte Ulla, „hole sie sofort in mein Wohnzimmer herauf! Ich will inzwischen aufstehen und Mama Mittheilung von der Sache machen. Wie viel Uhr ist es denn?“

„Fast halb zehn. Liebste Schwester!“ — er nahm ihr schmales Gesicht zwischen seine Hände und küßte es innig — „ich danke Dir tausendmal für Deine Güte. Mir ist eine Last vom Herzen, seit ich die Sache in Deinen Händen weiß. Nun will ich die arme kleine Meta erlösen und dann auf mein Kontor laufen. Zum Frühstück komme ich nach Hause und will mir meinen Antheil Schelte abholen.“

Sein hübsches Gesicht war schon wieder hell. Er nahm seinen Hut und verließ eifertig das Zimmer, im innersten Herzen vergnügt, daß Meta da war und er die heikle Sache so glücklich eingefädelt hatte.

Meta erschien nach einer Weile, sehr still mit zerdrückter Toilette, nach der schlaflosen Nacht in der dritten Klasse — zu einer höheren hatte ihr Geld nicht gereicht. Ulla ließ von ihrem gut geschulten Mädchen, das mit keiner Miene sein Erstaunen über den merkwürdigen Besuch verrieth, Metas prachtvolles Haar frisiren und telefonirte an ein Modewaarengeschäft um ein Kleid für den Flüchtling.

„Wir haben Gäste zum Frühstück, Meta“, sagte sie. „Du kannst unmöglich in diesem Anzug erscheinen. Hoffentlich ist etwas Passendes da.“

Das war auch der Fall. In einer Stunde erschien das neue Gewand, ein entzückend silbergraues Kleid, das Meta vorzüglich stand, und diese lief, frisch wie eine Rose und fröhlich singend zu ihrer Schwiegermutter hinab. Ullas Vermittelung hatte sie lächelnd abgelehnt:

„Ich habe ja nichts verbrochen, Ulla, und will lieber ein bißchen Schelte von Mamita haben, als durch Dich entschuldigt werden — dann sieht die ganze Sache so feierlich aus. — Der Erfolg gab ihr Recht.“

Frau Pfeiffer fand die kleine Ausreißerin so entzückend, als sie mit thränengefüllten Augen von ihrer brennenden Sehnsucht nach Richard, der sie nicht habe widerstehen können, sprach, daß sie Alles vergaß und sich fest vornahm, bei ihrem Gatten nach Kräften für Meta einzutreten.

Der Konsul war allerdings sehr unangenehm überrascht, als Richard ihm das Vorgefallene meldete.

„Die Sache ist recht fatal“, sagte der Konsul recht ärgerlich zu Ulla, „natürlich weiß morgen die ganze Stadt, daß das leichtsinnige Ding in Richards Wohnung gewesen ist. Du siehst einmal wieder den Mangel an Takt und vornehmen Instinkten, den diese Leute bei jeder Gelegenheit an den Tag legen. Und wenn ich denke, daß dies erst der allererste Anfang ist! Was

sollen wir denn jetzt mit ihr beginnen? Sie in eine andere Pension oder zu ihren Eltern schicken? Was sie bei der Mutter lernen wird, sehen wir ja.“

„Sie bleibt am besten bei uns und Richard heirathet noch im Laufe des Herbstes, Papa! Ich finde, wir haben jetzt das Unfrügherliche, und müssen die beiden sich selber überlassen.“

„Meinetwegen. Ich habe nur noch den Wunsch, diese Gelegenheit ohne weitere Unangenehmlichkeiten zu erleben. Was ist das? Ein Eilbrief? Da haben wirs von Tante Louise aus Hannover.“

Der Brief klang allerdings sehr böse. Natürlich war die alte Dame im ersten Schreck und der begreiflichen Sorge um die Entflohene, die nur einige Zeilen hinterlassen hatte, schwerlich im Stande, ganz unparteiisch zu schreiben; aber sie klagte bitter über Metas störrisches Wesen und ihren gänzlichen Mangel an gutem Willen. Sie weigerte sich auch ganz entschieden, das Mädchen nochmals aufzunehmen, so daß der Konsul sagte: „Ulla, wenn dieser Brief Richard nicht die Argen öffnet —“

„Er wird ihm im Gegentheil in seiner heutigen Stimmung gar keinen Eindruck machen, deshalb finde ich es zwecklos, daß er ihn liest“, sagte Ulla traurig, und sie hatte Recht.

Richard schob das Schriftstück halb lachend, halb ärgerlich in die Tasche und begrüßte den Vorschlag, seine Heirath zu beschleunigen, mit einem solchen Sturm von Jubel, daß der Konsul schließlich sagte: „Wenn die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit, mein Sohn! Du mußt wissen, was Du thust.“

Das Brautpaar ging im Garten auf und ab, bis Ulla nach längere Zeit sich zu ihm gesellte — das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Meta hatte die überaus kühle Begrüßung ihres Schwiegervaters sehr übel genommen und rächte sich durch Schmollen und störrisches Schweigen an Richard — der seinerseits am liebsten die Sterne vom Himmel geholt hätte, um seine zürnende Liebste zu versöhnen.

Erst als Herr von Althof erschien, lebte Meta etwas auf — und sie erprobte gleich die Wirkung ihrer zündenden Blicke an dem Ahnungslosen. Arnold war allerdings überrascht — so reizend hatte er sich Richards Braut kaum vorgestellt und ging auch mit einem gewissen Eifer auf ihre Koketterien ein — so daß Richard bald ebenso ärgerlich ansah als Meta zuvor und Ulla nach Ruhe rang. Wie ein eifriger Schauer rann es über sie hin. Nun hatte sie ja, was sie gewollt, die Prüfung von Arnolds Treue, und konnte gleich am ersten Morgen erfahren, ob ihr Haus auf Sand erbaut war. Das morgenfrische Geschöpf, das da eben mit holdselig gesenkten Blicken die letzte Rose des Gartens — eine thauige La France, in Arnolds Anopfsloch befestigte — mußte ihm den Kontrast mit ihr, der verblühten, im Harren auf ihn alt gewordenen Jugendgeliebten ja geradezu greifbar nahe rücker. Arnold empfand das auch wohl, wenigstens lächelte er schelhaft, die kleine Hand der Geberin an seine Lippen ziehend, und nahm ihren Arm, als man zum Frühstück ging, so daß die Geschwister dem Paare verstimmt und einsilbig durch den Garten folgen mußten.

Die nächste Stunde vertiefte recht unerquicklich. Arnold war auch schweigsam geworden. Seine Augen wanderten unauffällig, aber unausgesetzt von einem der Mädchen zum andern. Der Konsul saß, tief verstimmt, am oberen Ende der Tafel, Meta spielte auf Neue die unschuldig Gefränkte, und Ullas bleiche Wangen sprachen so deutlich von Ermüdung, daß ihr Niemand etwas zumuthen mochte. So blieb die ganze Last der Unterhaltung auf Mamita liegen, die sich der Sache auch getreulich annahm, indem sie mit der ihrer Klasse eigenthümlichen Zungenfertigkeit die Geschichte ihrer Verlobung schnell noch einmal erzählte und so mit dem wohlbekannten Thema den unbehaglichen Bann des Schweigens brach.

Nach Tisch begab sich das Brautpaar in das Billardszimmer, wo Richard Meta in die Geheimnisse der Carambolage einzuweisen begann.

Ulla kam nach kurzem Alleinsein in ihrem Zimmer gerade recht, um Arnold, der seine Cigarre im Garten rauchen wollte, am Fuße der Treppe zu treffen.

„Nicht wahr, Sie gönnen mir fünf Minuten?“ bat er.

„Gewiß, ich gehe gern mit Ihnen.“

Die beiden gingen schweigend neben einander her bis zur Bank, die unter dem Rhododendron am Ende des Gartens stand. Ulla setzte sich und stieß gedankenlos mit der Schuhspitze die weißen Blätter fort, die in der klaren, warmen, fast unbewegten Luft fortwährend herniederrieselten. Arnold warf seine kaum angerauchte Cigarre ins Gebüsch und nahm neben Ulla Platz.

Nun sagte Arnold: „Sie möchten jetzt doch vor Allem meine Meinung über Richards Braut hören? Das ist ja ein hübsches Geschöpf — ich habe nie etwas Ähnliches von Farbenfrische und Jugendreiz gesehen — selbst nicht unter den berühmten schönen Georgierinnen.“

Gedankensplitter eines lachenden Philosophen.

Für eine hungrige Henne muß es eine sehr unangenehme Ueberraschung sein, wenn sie einen alten Schuhiemen für einen Regenwurm angesehen und verschluckt hat und nun plötzlich die Entdeckung macht, daß am andern Ende des Riemens noch der unglückliche Schuh sitzt.



Indische Zaubermittel. Geheime Künste durch die man die Gesehe der Natur ablenken will aus ihren ewigen Bahnen und beliebig einwirken lassen auf die menschlichen Geschicke, sind in Indien besonders verbreitet. Der Einfluß böser Dämonen und Teufel, die unheilvolle Eigenschaft des bösen Blickes sind Mächte, mit denen man in Indien rechnen muß. Fast jeder Mensch besitzt da irgend einen Gegenstand, der auf ihn und sein Schicksal eine besondere Wirkung ausüben soll. Im Süden sind es mehr Mittel, die Krankheit, Krämpfe, Unheil abwehren sollen, während im Norden, besonders in der Nähe der Grenze, je gemäß dem kriegerischen und wilden Charakter der Bewohner Verderben und Unglück den Feinden bringen sollen.

Der Handel mit Zaubermitteln und Talismanen ist ein höchst ehrwürdiges Gewerbe, und der „Meister“ muß bei allen wichtigen Ereignissen, Geburt und Heirat, oder bei einer langen Reise Rat und Hilfe spenden. Diese Amulette sind äußerst verschieden; die aller verschiedensten Dinge können z. B. die Wirkungen des bösen Blickes unschädlich machen. So tragen Kinder, die sonst auch nicht einen Faden am Leibe haben, sondern ganz nackt herumspielen, doch ein Halsband von kleinen Kugeln, eine Schür mit ein paar Ornamenten als Gürtel oder wenigstens ein Stückchen rotes Band ins Haar geflochten, als ein Zeichen mütterlicher Sorge und einen Schutz vor bösen Mächten. Besonders ein kleiner Silberfisch oder ein Holzfisch werden viel getragen. Die beliebteste Form der Zaubermittel sind Medaillons aus Messing, Kupfer oder kostbaren Metallen, vielleicht auch mit Juwelen besetzt; in ihnen befinden sich kleine Stücke von Pergament, Haut oder Stoff, auf denen magische Sprüche eingeschrieben sind. Ebenso sind Zauberprüche eingeritzt auf den Wänden der Häuser, auf der Klinge des Schwertes und auf anderen Waffen.

Der Schreiber solcher Zauberprüche ist ein heimatloser Mann, der mit seinen Gebeten herumzieht und sie verkauft. In „Wide World“ berichtet J. Wallace von seinen Erlebnissen mit einem solchen „Chittwalla“, der Goolam Hoosen Khan hieß und eine lange Ausbildung in seiner Kunst der magischen Sprüche in den Moscheen zu Chöre empfangen hatte. Eine lange Zeit hat er sich in der Einsamkeit aufhalten müssen, in ein unterirdisches Grabgewölbe eingeschlossen, um Zwiesgespräch zu halten mit den Geistern und Dämonen, die ihm seine Zauberformeln und geheimen Wunder ins Ohr raunten. Es ist ein stolzer, schöner Mann, dieser Goolam; durch einen Keulenschlag sind ihm die Nase und das linke Auge zerschmettert; so haben ihn die Dämonen gezeichnet; ein begeisterter Moslem, der voll wütenden Hasses gegen die Engländer, die „Shia“. Die Zauberformeln, die wirken sollen, müssen geschrieben sein, gedruckt sind wertlos; besonders schwere Versuchungen werden nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben. In kleinen Büchchen und Medaillons trägt Goolam seine inhaltschweren Talismane, die er sorgfältig hütet, denn nicht nur das Unheil entstehen kann, wenn die darin ruhenden Dämonen von fremden Augen gesehen werden; er kann auch selbst mit der Polizei in Konflikt kommen. Sehen wir trotzdem die Waren des Spruchschreibers, seine vielen Büchchen und Amulette etwas näher an.

So enthält eine erste Kapsel einen Zauber für das Entdecken verborgener Schätze. Die sagenhaften Reichtümer des Rajahs, die unter Dächern und Giesen versteckt sein sollen, sie kommen ans Licht durch diesen unscheinbaren Zettel; wie das magische Stöckchen unseres Märchens, das die in der Erde schlummernden Edelmetalle anzeigt, weist der Talisman vergrabene Münzen und Kostbarkeiten nach. Ein anderer Zauber soll seinen Besitzer befähigen, bei der ersten Unterredung die Liebe eines Weibes zu gewinnen. Da in Indien die Möglichkeiten für beide Geschlechter, miteinander bekannt zu werden, selbst bei den niederen Massen sehr gering sind, so ist es wohl nötig, überirdische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ein dritter Zauber hilft einer Frau, trotz allerlei Mängel zu einem Mann zu kommen. Da solche Mängel stets mit Gold bezahlt werden müssen, so heißt das einfach, er soll den Mann blind machen, daß er nichts merkt und der Preis dadurch ein möglichst niedriger wird. Ein weiterer sehr gesuchter Talisman gibt einem Mann die Möglichkeit, ein fortgelaufenes Weib wiederzubekommen. Da die Ehen in Indien meist von den Eltern geschlossen werden und das Mädchen selbst nicht gefragt wird, so entfernt sie sich sehr oft von ihrem Gatten, und sie wiederzubekommen ist höchst schwierig in diesem Lande der Verflechte und Heimlichkeiten. Andere Zauber sind da, die den Tod eines Feindes herbeiführen können, die vor Wunden schützen oder vor Gift, das so oft in Indien schnell und heimlich einen Menschen hinweg-

rafft. Auch um eheliche Zwistigkeiten beizulegen, hat der Spruchschreiber eine Formel vorrätig, und eitel Friede weht in allen indischen Häuslichkeiten, in denen der Zauber vorhanden ist. Daneben finden sich Zauberprüche, die Teufel und böse Geister von Haus und Herd fernhalten. Wahnsinn, unheilvolle Krankheiten, nächtliche Beängstigungen, Einstürzen von Häusern, alle die Schandthaten, die die 20 000 Teufel des indischen Überglaubens begehen, werden abgewandt. Alle diese Zauberformeln sind bestimmten Kapiteln des Koran entnommen und haben einen geheimen Sinn; § auf das „Kismet“ des Trägers.

Technik und Küche. Schon bevor die moderne Technik ihren Siegeszug durch die Welt antrat, hat das Gesetz der Arbeitsteilung vermocht, auch der kleinern technischen Errungenschaften sich zu bedienen, um aus den Haushalten gewisse Vorrichtungen zu verdrängen, die in größeren Betrieben billiger und besser ausgeführt werden. So hat das altüberbrachte Spinnrad die Herstellung von Leinwand und sonstigen Bekleidungsstoffen, die früher ausschließlich von den weiblichen Mitgliedern des Hauses besorgt wurde, der fabrikmäßigen Anfertigung weichen müssen: ebenso ging es mit Seife, Licht, Backwaren usw. Nur die Küche hat sich bisher der zusammenfassenden Richtung in Stadt und Land spröde entzogen; aber es gewinnt den Anschein, als ob auch der häuslichen Küche letztes Stündlein geschlagen habe. Und der Grund hierfür? Es ist zwar ein trivialer, aber nicht zu übersehender, nämlich der stetig größer werdende Mangel an Dienstpersonal im allgemeinen und der weibeschürzten Köchinnen im besonderen, wovon unsere Hausfrauen, denen das Kochen meist auch gerade keinen Spaß macht, ein Lied zu singen wissen. Die wirtschaftlichen Gründe gegen die Einzellücke, welche in der Vergewandung von Nahrungsmitteln, Brennmaterial, Zeit, Arbeitskraft und Raum gegenüber einer zentralisierten Küche bestehen, machen sich besonders bei den arbeitenden Klassen bemerkbar, da bei Beschäftigung des Mannes außerhalb des Hauses oder bei gleichzeitiger Erwerbstätigkeit der Frau, für die Zubereitung der Speisen die nötige Zeit fehlt und die Ernährung mangelhaft ist, wie durch die mannigfachen Äbten folgen saltsam bekannt ist. So schwierig die Lösung derartiger sozialen Aufgaben für die große Menge im allgemeinen ist, so hat sich in vorliegenden Fällen ein anscheinend entwicklungsfähiges Mittel in Gestalt der zu einigen Fabriken fahrenden Küchen, Speisewagen usw. gefunden, eine Einrichtung, die in Verbindung mit der Erfindung des Thermophors berufen erscheint, auch für die besser gestellten Klassen eine Lösung der Magenfrage herbeizuführen. Wenn man bedenkt, daß es schon für ein billiges Geld möglich ist, großen Menschenmengen ein nahrhaftes Essen auf dem Wege der mobilen Versorgung zuzuführen, sei es zur Arbeitsstelle, sei es zur Wohnung, „ohne häuslichen Herd“, aber mit häuslicher Bequemlichkeit, so wird es auch denkbar sein, dem etwas verwöhnten Geschmack Rechnung zu tragen. Hierbei darf man freilich nicht die jetzigen sogenannten Menagen im Auge haben, wie sie vielfach aus Restaurants an „alleinstehende“ Leute verschickt werden, was als Massenleistung nicht anzusehen ist, sondern große Kochenstellen, die von Unternehmern, oder wie es den Anschein hat, von Genossenschaften betrieben werden. Diese hätten vorher zu bestellende, allerdings landläufige Gerichte den Bestellern im wärmehaltenen Gefäße zu schicken, vielleicht durch Automobile, die hierfür zugleich Kraft und Wärme spendeten. Es braucht wohl hier nicht besonders hervorgehoben zu werden, welche Vorteile in gewissen Haushalten durch solche Einrichtungen zu erreichen wären, besonders wenn mangels eignen Kochens das lästige Holen der Speisen aus der Gastwirtschaft, oder gar der Besuch dieser von einer Familie vermieden werden kann. Schon dieser Hinweis und die hierdurch ermöglichte Ersparnis an Küchenraum dürfte genügen, um Zweifel an der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit solcher Speisezentralen zu beseitigen, die nach dem allgemeinen Wirtschaftsgesetz der Arbeitsteilung notwendig kommen müssen. Es ist also kein bloßer Zufall, daß die Erfindungen eigener Küchenführung mehr und mehr in die Erscheinung treten und vielleicht rascher als man glaubt, dazu führen werden, daß ein eigener Herd nur noch den obren Zehntausend „besichert“ sein und den Küchenlosen dafür das sodann verschönerte „eigene Heim“ bleiben wird. Ob man dabei schlechter aufgehoben sein wird, muß billig bezweifelt werden; denn kraft- und gehaltvoller müssen bei Massenfüttern die Speisen sein, und wenn auch die „Hausfrauen der Zukunft“ des Kochens überhoben sein dürften, die Eigenschaft wird ihnen verbleiben müssen, den Speisen die rechte Würze in realem und idealem Sinne zu erteilen. Solcher Art würden auch mancherlei Schwierigkeiten fortfallen, welche von dem Verein für Hauswirtschafts-genossenschaften durch das gewissermaßen zwangsweise Wohnen bei einer festen Zentralküche sich ergeben würden.

Die „Schleppen“ der Damen haben schon im fünfzehnten Jahrhundert einem berühmten Kanzleirechner wahrhaft erschütternde Worte entlockt: In einer der Predigten Geilers von Kaisersberg ist folgende Stelle zu lesen: „Solche Fierung der Weiber geschieht erstlich durch lange zottechte Kleider, welche sie auf der Erden hindern hernach schlafen. Darum geschieht es durch hohe Holschuh und spitze Hüte, damit sie desto langer und statlicher heretretten. Sie empfangen die Kische auff mit ihren langen schlumpften Kleidern und machen andern Leuten ihren Saub, daß man nicht dabei gehen mag.“

Die zehn Gebote im Banne. Der schweizerische Dichter Bodmer berichtet 1756 an einen Freund: „Der neue Pfarrer zu Perna fand eine erschreckliche Unwissenheit in seiner Gemeinde. Sie kannten nicht einmal die zehn Gebote Gottes, und als er die Kinder anhielt, sie auswendig zu lernen und aufzusagen, da gab es viel zu reden. Sie sagten, sie können diese neuen Gebote wohl entbehren; sie könnten sich nicht mehr Gebote aufdrängen lassen, als ihre Alten gehabt hätten. . . Wenn solche Gebote einmal im Lande wären, so wären sie gar schwerlich wieder abzuschütteln. Wie gefährlich sei das Gebot: „Du sollst nicht töten“; man möchte ihnen also eine Sünde daraus machen, wenn sie ein Kalb oder Schwein schlachteten. Es hätte auch viel auf sich, wenn es in einem dieser Gebote heiße, „man solle sich des Nächsten Gut nicht gelassen lassen“; Handel und Wandel würden dadurch gestört werden; denn wenn man eine Kuh oder ein Schwein nicht gelassen dürfte, so würde man auch nicht kaufen. Am 5. Oktober 1756 erkannte die Gemeindeversammlung: sie und ihre Nachkommen wollten sich zu keinen Zeiten mit den sogenannten Geboten Gottes beschweren lassen.“

Ein Theater ohne Entree. Das Hoftheater zu Sondershausen war unter dem alten Fürsten Günther, gestorben 1857, das einzige in Europa, an dem kein Entree bezahlt wurde. Trotzdem waren die Kräfte vorzüglich; Namen wie Heckscher, Debellin und so weiter zeugen dafür, ebenso auch die Gagen, da zum Beispiel Heckscher auf Lebenszeit 2400 Taler jährlich bezog, für jene Zeit eine hohe Summe. Dem alten Fürsten war sein Theater ein Lieblingskind. Vormittags von 9—1 Uhr konnten sich die Bewohner und Fremden in Sondershausen freibillets holen und wurden je nach Rang und Stand auf die verschiedenen Plätze verteilt. Fürst Günther fehlte nie darin; in pelzverbrämter Jacke, mit Schnipstiefeln, Pelzmütze, langer Pfeife im Munde und der Heckscherische in der Hand, saß er in der ersten Reihe auf einem Lehnstuhl, einen kleinen runden eichenen Tisch vor sich, auf dem ein schwerer altsächsischer böhmischer Bierkrug stand, welchem er oft zusprach. Gefiel ihm etwas außerordentlich, so sagte er beispielsweise mitten im Dialog: „Heckscher, Du bist ein ganzer Kerl, das hast Du gut gemacht!“ Waren dem Fürsten ebenbürtige Gäste im Theater, und sprachen sich diese lobend in einem klassischen Stücke über einen Schauspieler aus, so kam es vor, daß Günther aufstand und zum Beispiel dem Ferdinand in „Kabale und Liebe“ zurief: „Heckscher, die denken hier, Du bist bloß ein guter Schauspieler; zeige ihnen, daß Du auch singen kannst, singe einmal! — Jürgens“ — so hieß der erste Geiger — „gib ihm einmal an!“ Hatte der Schauspieler bei einem neuen Stück sich des Fürsten besondere Zuneigung erworben, so ließ er ihn auch wohl am anderen Morgen kommen und sagte zu ihm: „Zur Strafe für dein schlechtes Spiel schicke ich Dich auf vierundzwanzig Stunden zur Wache!“ Man wußte, was das sagen wollte; denn kaum hatte sich der Verhaftete bei dem wachhabenden Offizier gemeldet, so kamen auch schon ein paar Flaschenkörbe mit Champagner, welchen einige gute Freunde folgten, und man war sehr vergnügt. Der lachend guckte bei solchen Gelegenheiten oft das weitergebräunte Gesicht des alten Fürsten durch die Tür des Wachstols.

Wörtlich befolgt. Heinz v. Luder wurde als Kommandant dank von Ziegenhain von den Truppen Karls V. belagert. Sein eigener Landesherr, Philipp der Großmütige von Hessen, der sich damals in der Gewalt des Kaisers befand, befahl ihm schriftlich, die Festung den Kaiserlichen auszuliefern. Aber Heinz v. Luder entgegnete: „Der Landgraf hat mich zum Kommandanten von Ziegenhain gemacht und mir befohlen, es nie in die Hände des Feindes kommen zu lassen; was er jetzt spricht, das hat ihm, dem Gefangenen, nur die Furcht erpreßt; ich halte die Festung!“ Philipp von Hessen war im Innern mit diesem entschlossenen Auftreten seines Generals einverstanden, aber er durfte sich das nicht merken lassen. Als ihm Karl V. endlich die Freiheit wiedergab, mußte er dem Kaiser versprechen, den Heinz v. Luder an einem Tore der Festung aufzuhängen. Er tat dies auch — eine goldene Kette wurde dem treuen Diener unter den Armen durchgezogen, dann wurde er am Festungstore in die Höhe gezogen. Er hing aber nur ein paar Minuten, darauf wurde er wieder herabgelassen — der Landgraf hatte sein Wort gehalten!



Farbige Photographien. Herr Pfannkuchel (von der Zeitung ausblickend): „Mit den neuen Erfindungen nimmt das gar kein Ende. Hier lese ich soeben, daß man jetzt schon farbige Photographien anfertigt.“

Frau Pfannkuchel (einen forschenden Blick auf ihres Mannes Nase werfend): „Lieber Gustav, wäre es nicht besser, wenn Du Dich jetzt photographieren ließe, so lange noch nach dem alten Verfahren gearbeitet wird.“

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründl. Ausbildung für den kaufm. Beruf.

Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz.

Stenographie, Maschinen- und Schönschreiben.

Tag- und Abendkurse.

Prospekte gratis und franko.

6397

Akademische Zuschneide-Schule

von Fr. J. Stein, Wiesbaden, Luisenplatz 1a, 2. St.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage

und sämtl. Damen- und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. und Pariser Schnitte. Richt. sagt. Methode. Vorgäng. prakt. Unterr. Gründl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Direktr. Schül.-Ausn. tägl. Cost. w. zugeschn. und eingerichtet. Taillemass. incl. Futter-Anpr. M. 1.25. Kochsch. 75 Pf bis 1 M. 5000

Verkauf von Stoff- und Radbüsten zum bill. Preis.

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei u. Vnh.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadellos werden. Sehr leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnen nachgewiesen werden. 5656

Vnh-Kursus

zur gründlichen Ausbildung. Material gratis. Sprechstunden von 9—12 und von 3—6. Anmeldungen nimmt entgegen

Marie Wehrlein, Friedrichstr. 36,

Gartenhaus 1. Etod. im Hause des Herrn Kölsch.

Zuschneide-Akademie von Marg. Becker,

Wiesbaden, Mauergasse 15, I.

Bester akadem. Unterricht im Zuschneiden, Maßnehmen u. Anfertigen sämtl. Damen- u. Kinder-Garderoben. Einrichten von Kostümen u. Schnittmustern nach Maß.

Garantiert wirkl. fachm. akad. Ausbildung

3. Direktrinnen und selbstständigen Schneiderinnen. 9715.

Auch Kurse f. d. Handgebrauch. Beste Referenzen a. all. Kreisen

Polster-, Tapezier- und Dekorations-Geschäft

Franz Hild, Wiesbaden, Lehrstraße 1 P.

Ausarbeiten eines Sofas von 6 M. an, Matratzen 3 M., Sprungrahmen 4.50 M., Gardinenaufnahmen per Fenster von 45 Pf. an. Dekorationen billigst nach Uebereinkunft. — Einleumlegen per qm 40 Pf. Verlangen Sie Preisliste. Bei Umzügen Einrichten ganzer Wohnräume. 8231

Wäscherei und

Feinbüglerci

Wiesbaden, Lehrstraße 1. Part. links.

Wäsche und Bügel: Strohtragen 5 Pf., Umlege tragen 6 Pf., Strohlege tragen 8 Pf., Manschetten 10 Pf., Vorhemden 12 Pf., Oberhemden 22 Pf., Oberhemden mit Manschetten 30 Pf., Gardinen à Blatt 40 und 50 Pf. Sankere pünktliche Bedienung. Keine Krankenwäsche. 8230

Aufarbeiten von Polstermöbeln und Betten;

Aufmachen von Gardinen, Portieren etc. wie auch Einrichten ganzer Wohnungen bei Umzügen übernimmt preiswert. 8091

Hild, Tapezier-, Polster- u. Dekorationsgeschäft, Lehrstrasse 1, Part. links.

Emaill-Schilder

und Porzellan-Malerei

Rheinstr. 31, H. p.